



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

da in hat er auch was von Himmel geschrieben, nämlich daß er glaubte, Bohnsack könnte vielleicht doch noch nach zweitausend Jahren in den Himmel kommen. Aber das war allens Swindel. Pastor Sempel wollte man bloß einen kleinen Profit aus die Geschichte haben, und darum schickte er das Buch an die Gräfin Donnerwetter,*) was ja son Art Frau von dänischen König is, und die natürlicheweise auch lieber mag, wenn un' Herrgott mannichmal die Augen zudrückt. Und über das Buch mitn roten Umslag hat sie sich bannig gefreut und den Pastor Geld zu'n neuen Summar**) gegeben. Sie kriegt woll nich viel Büchers geschenkt. Na, und nu geht man von den alten Wagen dahl und steckt nich all eure Beine durch die Löcher, davon werden sie nich heil!

Braucht Großvater diesen Wagen immer, wenn ein Mann hingerichtet wird? fragte Jürgen noch.

Hinrich lächelte ein bißchen mitleidig. Mußt nicht so dumm fragen! Sowaß passiert hier nich wieder, solange Herr Stizrat und ich in Amt sind! Dazumalen, als Bohnsack sein Herrn totslug, waren wir gerade beide verreist, sonst wär allens anders gekommen!

Es hatte aufgehört zu regnen, und wir beschloffen, Hinrich zu verlassen, nachdem wir ihm huldvoll zugenickt hatten. Das war eine sehr hübsche Geschichte! die mußt du uns noch oft erzählen!

Das war ja gar keine Geschichte, sagte Hinrich, indem er einen alten Blechdeckel über den Fettaopf legte. Das war ja man bloß die reine Wahrheit!

Von diesem Tage an betrachteten wir den alten Stuhlwagen mit einer gewissen Hochachtung. Er hatte doch nach unsrer Meinung etwas sehr angenehmes erlebt, und später haben wir noch so oft auf ihm gefessen und uns dabei von der Hinrichtung in Petersdorf erzählt, daß es uns schließlich vorfam, als wären wir auch dabei gewesen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Englische Bornirtheit. In der letzterschienenen Nummer der Saturday Review findet sich S. 264 eine Besprechung der in Berlin vorgekommenen Unruhen, die nicht sowohl als Zeugnis für die hinreichend bekannte hochmütige Bornirtheit unsrer „Verbündeten,“ als besonders deshalb interessant ist, weil sie zeigt, mit welchem Haß Deutschland in England betrachtet wird. Die Engländer selbst behaupten zwar, die Wochenschrift werde hauptsächlich von alten Weibern geschrieben, sie ist aber doch nicht schlecht genug redigirt, den Glauben aufkommen zu lassen,

*) Gräfin Danner. **) Talar.

als ob die darin ausgesprochenen Ansichten der Überzeugung des Durchschnitts-Engländer's zu lebhaft widersprächen. Es heißt da:

„In Berlin erinnert man sich etwa während der letzten vierzig Jahre an keine erheblichen Straßenunruhen, was auf eine Periode von Ruhe hinauskommt, deren sich wenige europäische Städte rühmen können. Gewöhnlich meint man außerdem, daß Berlin derartig unter politischer und militärischer Kontrolle stehe, daß ein Aufstand unmöglich sei: sieht man eine Schildwache an, so wird man auf der Stelle niedergestoßen, und pfeift man, wenn man bei einem Polizisten vorbeigeht, so wird man arretirt. Viel trägt zu diesem Glauben der alte unlogische Ruhm (prestige) von 1870 bei, der scharfsichtige Beobachter niemals geblendet oder getäuscht hat. Der Deutsche ist stets ein außerordentlich bildsames (drillable) Geschöpf, vorzügliches Material für eine Maschine gewesen; ebenso wie er stets höchst unbrauchbar im Augenblicke unberechenbarer Gefahr ist, war er immer sehr wenig brauchbar, wenn die Maschine neue Aufgaben erfüllen sollte. Kurz nach dem Tode des wirklichen Fritz (real Fritz) wurde das prächtige Werkzeug, das er und sein Vater angefertigt hatten, fast ganz unbrauchbar. Was einige Zweifler längst über den Krieg von 1870 gesagt haben, wird heute fast von jedermann als richtig anerkannt, daß nämlich die Deutschen nichts weiter gethan als einen fertigen Plan ausgeführt haben, und zwar nicht ohne erhebliche Fehler und Unfälle (blundering and mishaps), und daß ihre Erfolge hauptsächlich der unbegreiflich schlechten Führung und dem Mangel an Urtheil auf Seiten ihrer Gegner zuzuschreiben sind. Nun ist es unmöglich zu sagen, ob irgendwo in den Akten des Hauptquartiers der Berliner Polizei ein fertiger Plan liegt, wie man einen Aufstand niederschlägt. Ist einer vorhanden, so hat man vielleicht keine Zeit dazu gehabt, ihn herauszusuchen. Kein deutscher Beamter würde je daran gedacht haben, so auf eigne Verantwortung zu handeln wie der Inspektor, der mit ein paar Leuten vor einigen Jahren unsre Empörer in Oxfordstreet beruhigte.“

Jeder Versuch, die logische und stilistische Schönheit dieser Betrachtungen durch einen Kommentar zu erläutern, wäre vom Übel; die Sätze der Saturday Review müssen dem Leser, wie die Zeitungen sagen, „voll und ganz“ gegönnt werden.

Der Eisenbahndienst. Von sachkundiger Seite wird uns mitgeteilt, daß die in Nr. 9 dieser Zeitschrift enthaltenen Ausführungen über das Verhältnis der Arbeiter in der Staatseisenbahnverwaltung einer Berichtigung bedürfen. Kaum irgendwo im Privatdienste — so wird uns geschrieben — ist eine so weitgehende Fürsorge dafür getroffen, daß die Dauer der beanspruchten Leistungen mit der zur Erhaltung der Kräfte notwendigen und aus Humanitätsrückichten gebotnen Erholungs- und Ruhezeit überall und namentlich in den schwierigeren Dienstzweigen in richtigem Verhältnis stehe. Die Dauer der regelmäßigen Beschäftigung wird unter Berücksichtigung der Schwere der zu leistenden Arbeit festgesetzt und darf — einschließlich der Ruhepausen und der Zeiten vorübergehender Dienstbereitschaft! — in der Regel nicht vierzehn Stunden übersteigen. Dieser Höchstleistung, bei der auch der Weg zur und von der Arbeit nicht unberücksichtigt bleibt, steht als Durchschnitt eine wirkliche Arbeitszeit von etwa zehn Stunden gegenüber, die nur von Schwärmern für den achttündigen Normalarbeitstag als ein Übermaß betrachtet werden kann. Den regelmäßig an den Sonn- und Feiertagen beschäftigten Arbeitern wird aller vier Wochen ein Dienstfeiertag gewährt und Gelegenheit zum Besuche des Gottesdienstes mindestens an jedem dritten Sonntag gegeben, ohne daß für die dienstfreie Zeit oder die Zeit zur Teilnahme am Gottesdienst ein

Lohnabzug eintritt. Während Eisenbahneubauten an Sonn- und Festtagen vollständig ruhen, werden die Bahn- und Telegraphenunterhaltungsarbeiten an den im Betriebe befindlichen Strecken auf das für die Aufrechterhaltung der Betriebssicherheit unbedingt notwendige Maß beschränkt. Dagegen müssen die Bahnhofsarbeiter (in weiterm Sinne), da der Betrieb nur teilweise eingestellt oder beschränkt werden kann, wie bei der Güterbeförderung, je nach der Lage und Häufigkeit der Züge und der Stärke ihrer Benutzung auf den einzelnen Strecken auch an Sonn- und Festtagen in geringerem oder größerem Umfange zu Dienstleistungen herangezogen werden oder in bestimmten Grenzen zum Dienste bereit bleiben. Der Regel nach wird in solchen Fällen der volle Tagelohn gewährt. Ebenso ist für besonders hervorragende Leistungen und Verdienste eine zeitweilige Erhöhung des regelmäßigen Lohnsatzes vorgesehen. Hiernach kann von einer Überanstrengung oder gar „kapitalistischen Ausbeutung“ bei den Arbeitern der preussischen Staatseisenbahnverwaltung ebenso wenig die Rede sein, wie bei ihren Beamten, denen schon seit Jahren, besonders im äußern Dienste, namentlich soweit dieser mit dem eigentlichen Betriebe zusammenhängt, jede billigerweise zu beanspruchende Erleichterung geboten wird. Wenn gleichwohl in vereinzelt Fällen nicht zu umgehen ist, z. B. infolge einer überraschend schnellen außergewöhnlichen Verkehrssteigerung, daß das Personal zeitweise über das für gewöhnlich übliche Maß in Anspruch genommen wird, so können solche Ausnahmen doch unmöglich als eine auch nur halbwegs sichere Grundlage für eine so harte Beurteilung dienen, wie sie dem Gesamtverhalten der Staatseisenbahnverwaltung ihren Arbeitern gegenüber in der erwähnten Besprechung zu teil geworden ist.

Ein Siegesdenkmal für Marathon.*) Als der Perserkönig Darios seine Scharen auf einer gewaltigen Flotte über das Meer sandte, galt sein Groß vor allen andern Griechen den Einwohnern von Chalkis und den Athenern. Denn diese hatten ihren Volksgenossen jenseits der See im Kampfe gegen den Großkönig die Stammestreue bewahrt und hatten mit Feuer und Schwert die Königsstadt Sardes verheert. Chalkis wurde von den Persern belagert, erobert und zerstört, die athenischen Hopliten aber stellten sich unter Führung des Miltiades den gefürchteten Feinden bei Marathon entgegen und retteten ihrer Stadt in der Feldschlacht die Freiheit. Zehn Jahre später zog Xerxes, die Niederlage zu rächen, gegen Griechenland heran. Das von allen Einwohnern verlassene Athen wurde von den Persern besetzt, auch die Burghöhe der Akropolis wurde nach kurzem Kampfe genommen, und so maßlos zürnte der Großkönig den Athenern, daß er, der sonst überall die Götter und Heiligtümer der Hellenen geehrt hatte, die heilige Burg der Athena bis auf den Felsengrund verwüsten ließ.

Nach der Schlacht bei Plataä kehrten die Athener in ihre Stadt zurück. Sie standen über Schutt und Trümmern. Aber in dem stolzen Bewußtsein ihres Siegs und voller Zuversicht auf die Zukunft ummauerten sie die alte Stadt in der Ebene und die neue Stadt am Hafen, und als die festen Mauern standen, dachten sie auch wieder an den Schutz ihrer Akropolis. Denn in den griechischen Städten war die Burg gleichsam das Herz, wohin sich in Zeiten der Not die letzten Regungen des Lebens zurückzogen, um dort an den Altären der Götter zu versiegen oder von neuem über die Landschaft auszufrömen. Die Akropolis von

*) Der Zufall fügt es, daß wir an den Aufsatz über die Schlacht bei Marathon im vorigen Hefte noch diese interessante Mitteilung anschließen können.

Athen war von Natur fest, noch fester sollte sie durch die Kunst werden, eine letzte Zuflucht für das Volk und zugleich ein Weihgeschenk für die Göttin, die ihren Athenern die Rückkehr gewährt hatte. Darum wurde der steile Nordrand der Burg durch hohe Mauern gesichert, und im Süden und Osten erbaute Kimon aus der Kriegsbeute jene gewaltige Mauer, die nach ihm die kimonische heißt. Die unregelmäßige Kuppe des Hügels aber wurde durch umfangreiche Aufschüttungen geebnet, um für die Tempel, die sich da erheben sollten, Raum zu gewinnen. Der Schutt, der dazu nötig war, lag ja auf der Akropolis: die Trümmer der von den Persern zerstörten Tempel, Kumpf und Glieder der zerschlagenen Kunstwerke, alte und wertlose Weihgeschenke aus Marmor oder Thon, zerbrochne Inschriftentafeln und Vasenscherben, alles das, was einst der Stolz des alten Volkes gewesen war, das füllte nun den Grund, auf dem ein neues Geschlecht die herrlichsten Schöpfungen der Kunst aufzurichten gedachte.

Länger als zwei Jahrtausende lagen diese Trümmer unter der Erde, da begann im November 1885 der Generalexplorator der Altertümer, P. Rabbadas, im Auftrage der griechischen archäologischen Gesellschaft zu Athen ausgedehnte Ausgrabungen, die für die archäologische Wissenschaft eine außerordentliche Bedeutung gewonnen haben, vor allem dadurch, daß die Entstehungszeit der gefundenen Gegenstände ziemlich fest steht: zertrümmerte Kunstwerke, die bei diesen Ausgrabungen zu Tage gekommen sind, müssen vor 480 v. Chr. gearbeitet worden sein, denn sie sind von den Persern zertrümmert worden. Wer sich jemals mit der Geschichte der griechischen Bildhauerkunst oder mit griechischer Vasenkunde beschäftigt hat, der weiß, in welcher scheinbar heillosen Verwirrung wir bei der Zeitangabe von Kunstwerken aus der ersten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts hin und her tappten. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß die Ausgrabungen auf der Akropolis für unsre Kenntnis der schwarzfigurigen und rotfigurigen Vasenmalerei einen neuen Grund gelegt haben. Auch die Geschichte der griechischen Bildhauerkunst ist durch diese Ausgrabungen gefördert worden. Die alten Poros-Giebel führen uns hoch ins sechste Jahrhundert hinauf, und zahlreiche bemalte Bildwerke und Künstlerinschriften zeigen uns, wie gemischt die Künstlerschaft war, die schon vor den Perserkriegen in Athen arbeitete, wie Fremde und Einheimische neben einander thätig waren, Künstler, die mit ihrer fremden Kunst in Athen eine zweite Heimat fanden, und Künstler, die die weiter entwickelte Kunst des Fremden mit der einheimischen Kunst zu vereinigen suchten. Und auch die Geschichte der griechischen Baukunst ist durch die neuen Entdeckungen bereichert worden. Der alte, von Peisistratos erweiterte Parthenon ist wieder aufgedeckt worden; an der Nordseite der Akropolis sind die Grundmauern eines uralten Palastes, dessen Anlage an die Herrenburgen von Mykenae und Tiryns erinnert, gefunden worden, und an Säulenbegründungen hat man das Eindringen der ionischen Bauart in Attika und die Umwandlung des ionischen Stils durch attische Künstler nachzuweisen vermocht.

Ähnliche Entdeckungen sind ja nun auch an andern Orten geglückt, und dem Laien erscheint das Ergebnis der Ausgrabungen auf der Akropolis vielleicht weniger bedeutend als die Kunstwerke, die in Pompeji oder in Olympia oder in Pergamon gefunden worden sind. Was aber den Ausgrabungen auf der Akropolis ihren ganz besondern Wert verleiht, das ist der Umstand, daß sie uns gerade die athenische Kunst in einer Zeit, die fast vor der sicher bezeugten Geschichte liegt, und in einem Zeitraum der schnellsten und folgenreichsten Entwicklung erkennen lassen. Die athenische Kunst ist und bleibt ja die Schöpferin alles dessen, woran andre Völker gelernt haben und woran auch wir noch lernen sollen. Und wie der Name des

Miltiades für uns einen vollern Klang hat, als der des Cumenes, so sind auch die Ausgrabungen auf der Akropolis von höherer Bedeutung, als alles, was seit Schliemanns Entdeckungen auf griechischem Boden gefunden worden ist.

Die Zeit der Perserkriege wurde für Griechenland und besonders für Athen eine unverfäglich Quelle des Ruhms und der Begeisterung. Die dichtende und bildende Kunst wetteiferten mit einander, den herrlichen Sieg zu feiern. Bis zu uns tönt der Schlachtruf von Salamis in den Persern des Aeschylos, und die Todesfreudigkeit der Helden, die bei Marathon und in den Thermopylen kämpften, begeistert noch unsre Jugend in Herodots Erzählungen. Vergänglich waren die Denkmäler, die nach dem Sieg auf dem Schlachtfeld oder in den großen Volksheligtümern Griechenlands aufgerichtet wurden. Nur von dem Weihgeschenk, das die Sieger von Plataä nach Delphi weihten, ist die eiserne Schlange, die den goldenen Dreifuß trug, noch jetzt in Konstantinopel zu sehen. Die Siegeszeichen auf den Schlachtfeldern dagegen sind verschwunden. Man kennt auf Salamis nicht einmal mehr die Stelle, wo das Tropaion errichtet wurde. In den Thermopylen erkennt man zwar noch den Hügel, auf dem sich die letzten Spartaner um die Leiche ihres Königs Leonidas drängten, aber von dem Marmorlöwen, den Herodot dort sah, ist kein Splitter erhalten. Und auf dem Schlachtfeld von Marathon erhebt sich auch nur noch der Grabhügel, der die Gefallnen deckt, und der Unterbau des Siegesdenkmals. Erst bei den Ausgrabungen auf der Akropolis ist das Siegesdenkmal gefunden worden, das die Athener bald nach dem Kampf auf die Burg weihten und das bei der Zerstörung der Stadt durch die Perser in Stücke geschlagen wurde.

Im Anfange des Jahres 1886 fand man westlich vom Erechtheion zahlreiche Bruchstücke einer marmornen Reiterstatue. Aus etwa fünfundzwanzig Stücken hat man wenigstens den Unterkörper des Reiters und den Vorderleib seines ruhig dahinschreitenden Pferdes zusammensfügen können. Die erste Abbildung davon giebt Studniczka im sechsten Bande des Jahrbuchs des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts (1891) auf Seite 240 und 241. Das Standbild ist etwas unter Lebensgröße. Der Reiter trägt knapp anliegende, gemusterte und bunt bemalte Beinkleider und Halbtiefel; an der linken Hüfte hängt ein schmaler Köcher. Bronzezusätze, die ursprünglich gewiß vergoldet waren, schmückten die Schuhe und den Gürtel des Mannes, die Mähne und den Zaum seines Pferdes. Die Tracht und die Bewaffnung beweisen, daß der Reiter ein Perser ist, und unwillkürlich denkt man bei diesem Standbilde, das mit der Kunst des reifen Archaismus gearbeitet und von den Persern mit ganz besondrer Wut zertrümmert worden ist, an ein Siegesdenkmal der Athener für die Schlacht bei Marathon. Diese Vermutung erhält durch ein Vasenbild eine unerwartete Bestätigung. Auf einem Teller des Ashmolean-Museums in Oxford sehen wir nämlich eben diesen Perserreiter abgebildet, in gleicher Tracht und mit voller Bewaffnung, und um das Bild zieht sich die Inschrift *Μιλτιάδης Καλός*, Heil Miltiades! Durch die Übereinstimmung zwischen dem Standbild und dem Vasenbild und durch die Beischrift, die Miltiades als Sieger feiert, wird der letzte Zweifel daran beseitigt, daß das in Trümmern wiedergefundne Reiterbild in der That der Rest des Siegesdenkmals der Athener für die Schlacht bei Marathon ist.

Sollten aber die Athener zur Erinnerung an den glänzenden Sieg nur das Einzelbild eines persischen Reiters auf der Akropolis aufgestellt haben? Und ist es nicht wunderbar, daß sie gerade einen Perserreiter weihten, da doch bei Marathon nur das persische Fußvolk kämpfte und die gefürchteten persischen Reiter gar nicht

ins Gefecht kamen? Die Antwort auf diese Frage ist, daß der Reiter wahrscheinlich zu einer größern Gruppe gehörte, die die griechischen und persischen Feldherren — diese natürlich zu Fuß — einander gegenüberstellte; in dem bartlosen Perser dürfen wir wohl Artaphernes, den jugendlichen Neffen des Dareios erkennen. Ein Teil dieser Gruppe war wahrscheinlich auch die schöne Marmorstatue einer Nise, die ebenfalls bei den Ausgrabungen auf der Akropolis gefunden worden ist und die in der Größe, in der Bemalung und in der Arbeit mit dem Perserreiter völlig übereinstimmt, in Größe und Arbeit so sehr, daß man den abgebrochnen Fuß des Reiters zunächst der Siegesgöttin gegeben hatte, ehe man erkannte, daß er dem Reiter gehört. Die übrigen Teile dieses Siegesdenkmals für Marathon sind verschwunden und werden wohl auch nie wieder zum Vorschein kommen; sie liegen wohl, von den Persern zertrümmert, in den Schuttmassen, auf denen der Parthenon steht.

Historische Grundkarten für das deutsche Reich. In der Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Sigmaringen am 1. September v. J. war auf Anregung des Professors Thudichum von Tübingen der Beschluß gefaßt worden, nach einheitlichem Maßstabe für das ganze deutsche Reich Grund- oder Gemarkungskarten herzustellen, die als Unterlage zur Bearbeitung von historischen Karten aller Art dienen sollen. Das ist ein sehr glücklicher Gedanke. Abgesehen von der Sache selbst ist schon die an diesem einen Beispiele zu gewinnende Überzeugung, welche großen Aufgaben durch ein Zusammenwirken aller deutschen Geschichtsvereine unternommen werden können, eine Errungenschaft. Der Verwaltungsausschuß des Gesamtvereins hat dem Reichskanzler eine Denkschrift überreicht, worin eine Beihilfe des Reichs für dieses nationale Unternehmen nachgesucht wird. Diese Angelegenheit wird wohl erst im Etat für 1893/94 erledigt werden können; da sich aber der Reichstag und der Bundesrat so opferwillig finden ließen, als es sich um Erforschung des „Nimes“ handelte, können wir uns wohl der Hoffnung hingeben, daß auch das weiterreichende Unternehmen der deutschen Geschichtsvereine Entgegenkommen finden wird. Um so mehr aber sind solche Hoffnungen berechtigt, als trotz der weit umfassenderen Bedeutung der Sache die dem Reiche zugemuteten Kosten weit geringer sein werden, als die Anforderungen für die Erforschung des römischen Grenzwalls. Die neuen Generalstabskarten werden im Maßstabe von 1:100 000 ausgeführt werden, und dieser auch für die historischen Grundkarten in Aussicht genommene Maßstab wird durchaus den Zwecken entsprechen, die sich die Geschichtsforschung gesetzt hat. Eine Vereinbarung, wonach für die Grundzeichnung der Generalstabskarten — wir verstehen darunter ein Netz der Gemeindegrenzen mit der Angabe der Hauptorte der Gemeinden und der Wasserläufe, vielleicht auch noch der Höhenzüge — ein erweitertes Absatzgebiet zu schaffen wäre, kann wohl keine Schwierigkeiten bieten und wird auch an die Reichsverwaltung keine ungebührlichen Zumutungen stellen. In Sigmaringen sind allerdings auch Übersichtskarten im Maßstabe von 1:500 000 und 1:1 500 000 in Aussicht genommen worden. Da aber erst die grundlegende Vorarbeit nach den Generalstabskarten zu schaffen sein wird, können wir wohl diese Übersichtskarten heute als eine cura posterior behandeln. Die Grundkarten werden die Geschichtsvereine und deren Gesamtverband in den Besitz der Mittel versehen, alle Aufgaben zu erfüllen, die hierbei in Aussicht genommen sind. Ursprünglich soll nur die Einzeichnung der politischen Grenzen berücksichtigt gewesen sein, aber schon dieses Vorhaben würde nicht nur wegen des fortwährenden Wechsels

der Oberherrlichkeit, sondern auch wegen der Eigentümlichkeiten des Lebensrechtes schon eine Reihe von Augenblicksbildern erfordern; dazu kommen nun die kirchlichen Einteilungen, die schon wegen der engen Verbindung mit den politischen Grenzen nicht vernachlässigt werden können, die Verbreitung der Bekenntnisse, der Ordensgründungen u. s. w., die Gründung von Schulen der verschiedenen Stufen, die Heerstraßen, die römischen Verbindungen und Niederlassungen, wozu wohl auch noch die mittelalterlichen Handelsstraßen und Geleitsrechte gerechnet werden sollten, die Königsgüter, die Reichsstädte, die Münzstätten, die Verbindungen der Häuser, die Kanäle, die Eisenbahnen, die Gerichts- und Militärbezirke, die Landfriedensbündnisse, die verschwundenen Ortschaften, die Verbreitung der Gewerbe und Industrien aller Art, Mundarten, Weinbau u. s. w. Bei weiterer Betrachtung wird sich ergeben, daß ein grundlegender Gedanke nicht nur für die Erforschung der Vergangenheit, sondern auch für die bildliche Darstellung der Gegenwart in jeder denkbaren Beziehung die erste Anregung gegeben ist, und es wird wohl bald ein Anschluß der statistischen Büreaus der Bundesstaaten an das Unternehmen der Geschichtsvereine wenigstens bezüglich der Übersichtskarten zu erwarten sein, da ja die Statistik auch die Darstellung vergangener Verhältnisse längst in ihren Arbeitsbereich gezogen hat. Überhaupt aber können wir wohl von einer innigern Verbindung der Statistik mit der Geschichtsforschung für letztere nur Nutzen erwarten.

Wie wir hören, findet der Beschluß von Sigmaringen in Baden, in Baiern, in Württemberg, in Sachsen, wie überhaupt allenthalben Anklang; auch Vereine für Erdkunde schließen sich dem Unternehmen an. Nach dem mehrerwähnten Beschlusse des Gesamtvereins sollen auch die geschichtlichen Vereine Osterreichs, der Schweiz, von Luxemburg, Belgien und den Niederlanden eingeladen werden, in übereinstimmender Weise vorzugehen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Vorgehen Deutschlands Nachahmung finden wird. Was Luxemburg betrifft, so lesen wir in einem Jahresberichte des Großherzoglichen Instituts (Publications de la section historique de l'Institut Royal-Grandducal de Luxembourg, Jahrgang 1890, 41. Band S. XXXVIII), daß dort schon Ansätze zu einer Sammlung geschichtlicher Arten gemacht sind, und daß auch ein vorläufiger Arbeitsplan entworfen ist. Unter den aus Sigmaringen ergangenen Einladungen ist eine Einladung nach Frankreich nicht erwähnt, aber wir zweifeln nicht, daß der Verein Mitarbeiter finden wird, die die Bearbeitung der nach dem Frankfurter Friedensschlusse französisch gebliebenen ehemaligen Bestandteile des deutschen Reichs übernehmen werden.

Welcher. Von Otto Schroeders geistvollem Schriftchen „Vom papiernen Stil“ ist gegenwärtig die dritte Auflage im Druck. Der Verfasser hat die Freundlichkeit gehabt, uns noch vor der Ausgabe den Bogen zur Verfügung zu stellen, der den Abschnitt über welcher enthält. Er hat diesen Abschnitt in der neuen Auflage wieder erweitert und mit mehr Beispielen versehen. Da spottet er unter anderm: „Altmodische Leute sprechen von der Zeit, als oder wo oder da sie jung waren. Aber was sollte wohl aus Grammatik und Logik werden, dürfte man so Substantiv und Adjektiv und Raum und Zeit durch einander werfen? Drum die Zeit, in welcher wir jung waren. Der junge Wanderer Goethe singt von dem Brunnen, »draus du trinkst, liebes, junges Weib,« der alternde Priester von einem holden Born, »in welchem ich bade.« Prometheus will Menschen formen, »ein Geschlecht, das mir gleich sei«, die achtzigjährige Erzellenz denkt etwas anders über die lebendigen Schätze, »aus welchen sich das All geschmückt«. Und wenn der Wanderer, vom Geist heiliger Vergangenheit ergriffen, ausruft: Welchen der

umschwebt, wird in Götterselbstgefühl jedes Tags genießen! oder der römisch-deutsche Elegiker: Welchen Amor empfiehlt, köstlich bewirtet ist er! so ist dies welcher widerum gutes, altes, doch nun ziemlich abgestorbnes Deutsch. Gar prächtig klingt es in der Warnung des Donauweibs (an Hagen) swelhe dar geritent (alle die ins Heunenland reiten), die habent den töt an der hant. Aus Luthers Bibel tönt es noch zu uns herüber: Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er. Das Volkslied kennt bis auf den heutigen Tag gar kein andres (relativisches) welcher. Und welcher mit mir reiten wil, der mach sich auf die fart — Welchers nit glauben welle, der darf nit komen her — Welcher ein lieben bulen hat, mag wol mit freuden singen. Aber bei dem Mann der Venezianischen Epigramme, »welcher die Wunder gethan«, oder der feurigen Dual, »welche die Seelen durchfegt«, oder dem Mädchen dem eilenden, »welche versthohlen freundlich mir streifet den Arm«, dient welcher, wie so häufig auch bei Voß, lediglich zur Füllung des antiken Versschemas.“ Also auch Schröder, den Herr Prof. Bechstein ja gelten läßt, kommt genau zu demselben Ergebnis, daß welcher (als gemeines Relativum) im Volksliede gar nicht vorkommt, im Hexameter nur als Versfüllsel. G. W.

Schlechte Rasse. Eine „nette“ Stadt ist doch Berlin! Und ganz besonders „nett“ die gefiederte Welt, die sich auf dem dortigen Parnas breit macht. O heiliger Apoll und all ihr Musen, was müßt ihr dort erleben! Natur! Natur! heißt es; aber was für eine Natur? Aus der Gesellschaft werden uns realistische Ausschnitte gebracht; unsre „Familienblätter“ bringen sie, und unsre Frauen und Kinder lesen sie. Aber was für eine „Gesellschaft“ ist das?

Die Grenzboten haben schon neulich ihrer Entrüstung über die in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ erschienene Novelle Sudermanns „Das Sterbelied“ Luft gemacht und haben damit gewiß allen anständigen Menschen aus der Seele geschrieben. Heute müssen sie auf ein Machwerk ähnlicher Art hinweisen, auf Paul von Schönthans „Schlechte Rasse,“ eine Novelle, die „Nord und Süd“ in seiner Dezembernummer an erster Stelle gebracht hat.

Die Heldin ist wieder eine Dirne, und zwar eine, die es schon lange treibt. Wir werden in ihren Salon geführt. Wir nehmen Teil an einem Geburtstage. Eine andere Dirne und eine Anzahl „Lebemänner“ benehmen sich dort so, wie man sich wohl an solchen Orten benimmt. Es ist ja für unsere „Lebemänner“ das höchste auf der Welt, eine „solchene,“ wie der Wiener sagt, ganz, oder wenn das nicht geht, zu einem Viertel oder doch zu einem Zwanzigstel zu „besitzen.“

Der König in diesem Venusberg ist natürlich der Jude. Der hats, der kanns bezahlen. Vor dem Juden liegt ja heute Alles anbetend auf dem Bauche, und nicht zuletzt unsre Schriftsteller. Der Jude ist auch der eigentliche Held der Novelle. Wir bekommen ihn in seiner ganzen Herrlichkeit, in seinem ganzen Siegesglück vor Augen gestellt. Wir sehen ihn in allen „Stadien“ seiner „Liebe.“ Es wird uns nichts geschenkt. „Seine Hände waren gerötet, das Geäder trat hervor, und Sidonie erschrak sogar, als er mit seinen heißen Fingern ihren kühlen Arm umspannte.“ Wir hören seinen „Antrag.“ Wir erfahren alles, alles, wie er ihr zuseht, „nett“ zu sein, wie oft er „Quatsch“ sagt, wie er des Morgens aus ihrem Schlafzimmer kommt. Das ist Natur, das ist Wahrheit, das ist Leben!

Damit nun die Sache nicht gar zu ekelhaft erscheint, wird die Sünderin tugendhaft gemacht. Tugendhafte Dirnen, das ist ja schon seit Jahrzehnten das abgeleierte Pariser Thema, das wir Deutschen uns immer wieder als das „Neueste“ vorsetzen lassen.

Sidonie Lange betreibt ihr Handwerk nur, um ihrer im Pensionat fern von ihr heranwachsenden Tochter zu einer ehrbaren, gesicherten Existenz zu verhelfen. Sie ist im Begriff, einen Gutskauf abzuschließen. Weil ihr aber noch etwas an der Summe fehlt, so hat sie noch einmal den jüdischen Banquier angenommen. Nachher will sie es lassen und sich zurückziehen.

Als sie nun erfahren muß, daß ihre Tochter wegen eines Liebeshandels aus dem Pensionat mit Schimpf entlassen worden ist, und als diese Tochter ihr zuruft: „Du bist so schlecht, wie ich,“ da ist natürlich der „Konflikt“ da. Die Heldin greift zum Selbstmord. Der Jude nimmt sich, da die Alte fort ist, die Zunge.

Noch einen Tugendbold in dieser schönen Gesellschaft führt uns die Novelle vor, einen Dr. Findeis, der Sidonien ihre Papiere anlegt, der es als seinen Lebensberuf betrachtet, Gefallnen in edler Weise zu dienen und der noch in seinem sechzigsten Lebensjahre mit einer „solchen“ in wilder Ehe lebt. Die andern „Helden“ vertreten die reine vertierte Gemeinheit.

Wir möchten fragen: Besteht der anständige Teil des deutschen Volkes, der doch unsre Familienblätter hält, aus lauter Gimpeln, daß er sich so etwas bieten läßt? Jeder Abonnent, der nicht will, daß solches Gift in die Seele seines Kindes geträufelt wird, sollte solchen Blättern den Eintritt in die Familie verwehren. Geschähe das, so würde den Verlegern schon die Lust vergehen, unsre Familien über „schlechte Rasse“ zu unterhalten.

Peccatur et extra. Das Auffächchen *In usum Delphini* ist nicht umsonst geschrieben worden. Die Liberalen haben es als Waffe im Kampf gegen das Volksschulgesetz benutzt, und der Herr Kultusminister hat erklärt, daß Änderungen von Liedertexten, wie sie darin besprochen worden sind, der reine Blödsinn seien. Aber dürfen die Liberalen mit reinem Gewissen den Stein werfen? Haben sie ein Wort des Tadelns dafür, daß in dem Rückert'schen Gedicht vom Bäumlein, das andre Blätter gewollt, an Stelle des Juden mit großem Saß und langem Bart jetzt ein konfessionsloser Bettler durch den Wald geht und die goldnen Blätter einsteckt, und in Chamisso's Gedicht: „Die Sonne bringt es an den Tag“ in der Zeile: „Da kam mir just ein Jud in die Duer“ aus dem Juden ein — Mann gemacht worden ist? Auch die Fabel von dem Maulwurf gehört hierher, der dem Igel erst ein kleines Plätzchen in seinem Bau einräumt, dann aber immer mehr beschränkt wird, bis er dem Fremden sein Haus ganz überlassen muß. Diese Fabel stand früher in den Berliner Lesebüchern. Da aber die Jungen sehr bald eine Ähnlichkeit mit dem Deutschen und dem Juden herauswitterten, so hat die liberale Schulverwaltung der Reichshauptstadt das anstößige Lesestück gestrichen.



Litteratur

Johannes Brahms in seinen Werken. Eine Studie von Emil Krause. Mit Verzeichnissen sämtlicher Instrumental- und Vokalkompositionen des Meisters. Hamburg, Lucas Gräfe und Sillem, 1892.

Eine Studie nennt der Verfasser diese Übersicht über alle Brahms'schen Kompositionen? Denn das ist der wesentliche Inhalt des Heftchens. Freudige